

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1932

7.2.1932 (No. 6)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

21. Jahrg. No 6



7. Febr. 1932

Richard Benz / Alfred Nombert

(Zum 60. Geburtstag: 6. Februar 1932.)

1.

Das Goethe-Jahr läßt manches Thema wieder lebendig werden, das der Gegenwart sonst nicht als aktuell zu gelten pflegt; und so wird es auch an das Verhältnis des Dichters zur Zeit erinnern, das durch das geltende Dogma vom eigenen Ausdruck der Zeit im „Geistigen“ so leicht verdunkelt wird. Man mag da neuerdings der seltsamen Gegenjählichkeit inne werden, mit der eine Epoche vielmehr die Dichterkraft oft als das Schlechteste „Anderere“, zu ihrer Ergänzung und Harmonie Notwendige, hervortreibt. Ob man aber dann auch gewillt ist, die Anwendung auf sich selbst, die eigene Zeit zu machen: Dichtung als Gegensatz zu eigener Welt zu ahnen, zu begreifen und eben darum zu bejahen? — Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß gerade 1932 ein zeitgenössischer Dichter das 60. Lebensjahr vollendet, dessen Wert willkommene Gelegenheit zu solcher Selberprüfung bietet.

2.

Die Zeit, die Goethe trug, war eine musikalische Epoche: die deutsche Musik-Epoche überhaupt — allgemein und überall, in heute nicht mehr vorstellbarer Fülle und Vollkommenheit, brandete um die Menschen Musik, war Musik das Leben der Zeit. Und eben deshalb ist der Dichter dieser Zeit, der repräsentative und umfassende, dessen Jahre von Bach und Händel über Mozart, Schubert und Beethoven reichen, zum Plastik geworden, der gegen die Uebermacht des Musikischen gestalthaft sich abgrenzt, der klassisch-apolloinische Haltung dem dionysischen Ueberstrom entgegensteht und so den Umfang der Zeit ins Unermeßliche steigert.

Unsere Zeit ist die unmusikalische, akustisch-häßliche; ist die mechanisch-maschinelle, rationale; deren bester Trieb in sachlich-gegenständlicher Gestaltung, in plastischer Gesinnung für Leiblichkeit und Körperkultur, in höchst realer Lebendigkeit sich auswirkt. Ist einer solchen Zeit der Romanistiker, der wissenschaftliche Lyriker notwendig und gemäß, der ihre Gegebenheit und Problematik darstellt und verewigt; oder könnte die höhere eigentliche Aufgabe des Dichters nicht ganz die entgegengesetzte Haltung sein, nicht Ausdruck, sondern Ergänzung der Zeit, die dadurch zur Kulturepoche sich schließt?

3.

Alfred Nomberts Dichtung ist sicherlich ein Gegensatz zu dem, was seiner Zeit sonst gilt, wie er stärker sich nicht denken läßt. Ist er ihr deshalb weniger not? Er hat Seelenkräfte in seiner Dichtung beschworen, allverbundene, kosmische, die aus anderen Weltgebieten, die aus unserem Leben längst entwichen waren, in visionärer Schaukraft und irrationaler Wortgewalt hat er das Erbe der Musik in einer Zeit bewahrt, in der die Tonkunst selber nicht mehr Gesang der Seele ist, sondern im Verbesohrthum, im Veräufel nur noch das Dinglich-Körperhafte als Lebens-Abbild geben kann und will. Aus allzuhelem rationalem Tag hat er die Dichtung zurückführen müssen in die schöpferische Nacht des Traumes, in die auch echte Musik uns einhüllt — in solcher Versenkung gewinnt sein Wort die Urbildkraft eines Sehertums, das

tief geschieden ist von aller poetischen Darstellung, Nachbildung, Verklärung des Realen. Wo aber der Dichter von der reinen mystischen Innenschau zum Blick auf Welt und Mensch sich wendet, da ist, was er sieht, worin sich sein Erleben ihm verdichtet, nicht Charakter oder Idee oder plastische Leiblichkeit, sondern mythische Gestalt, die als neue geistige Wirklichkeit dem religiös Ergriffenen erscheint.

4.

Der Weg vom Mystiker zum Mythiker — beide der Zeit der Technik gleich fremd — der Weg vom „Glühenden“, von der „Schöpfung“, dem „Denker“, der „Blüte des Chaos“ (alle den Jahren 1894 bis 1903 zugehörig) — zur Leon-Trilogie (1907 bis 1911); der Weg über den „Held der Erde“ (1918), über „Atair“ (1925) zu den Feier-Dramen „Aiglas Herabkunft“ (1929), und „Aiglas Tempel“ (1931), — es ist ein heroischer Lebensweg, angefüllt völligen Nichtverstehens, völligen Versagens einer Zeit, die durch das ungeheure Ereignis des Weltkrieges ihm hätte weiten sein können, aufgewühlt im Innersten; und die doch, wie wir wissen, immer das selbe weitertrieb, durch nichts erschüttert, durch nichts belehrt. Daten können von diesem Lebensweg keine Kunde geben, so wenig eines Mozarts, eines Beethovens Biographie von ihrem wahren Leben und Wesen etwas ausjagt. Was will es bejahen, wenn man weiß, daß der Dichter in der Stadt Karlsruhe geboren ist; daß er Rechtswissenschaft studierte, sieben Jahre Rechtsanwaltschaft ausübte und dann von Reisen, weiten „Geistforischer-Neisen“ in alle denkbaren irdischen und Seelenbereiche immer wieder in die „quelldurchflutete Stille“ seiner erwählten Heimat am Fuße des Heidelberger Schlosses zurückgeführt ward? Es ist eines der Leben, die glühend verzehrt werden um des Einzigen: des Werkes willen. Aber es ist einjammer, ausgeschlossener, als eines der großen Künstlerleben vor 100 Jahren; da es weder getragen von der Zeit, noch von irgend einer verwandten Geistesgesinnung und keinen Widerhall fand. — Es gab einen kurzen Augenblick, zur Zeit des sog. Symbolismus, — die tiefe und einzige Freundschaft mit Dehmel stammt von da, — da seine dunkle Bildgewalt an Thord in Lieb; und so, als Dunkler, Fremder im schöpferischen Durchbruch vor 30, 35 Jahren ist er in literarisch-ästhetische Begriffe eingegangen, — noch der 60jährige lebt, beschämend genug, in dieser Vorstellung der Zeit. Und allerdings: er selbst hat nichts getan, diese einseitige Festlegung auf den unverständlichen „Mytiker“ zu zerstören.

5.

Er hätte es gekonnt. Er hätte Zeugnis ablegen können von dem Einzigen, was vor der Mentalität der Zeit legitimiert: vor ihrer tatsächlichen höchsten Leistung, der Wissenschaft, die seinem umfassenden Geist wie wenig anderen Lebenden zu Gebote stand. Er hat es verschmäht. Er ist auch hierin seinem Geiste gefolgt: seiner inneren Musik, — er erbot sich, diese Fülle der Erkenntnis und des Wissens anders auszudrücken als durch das geschaute Bild, das gedichtete Wort. Wer einen Begriff erhalten will von

dem, was sich hier klingend und ätherisch schwingend in Bild und Wort erhebt an Erbgeist aller Kulturen; dem Vogelzug, dem Blüten der Blume, dem Schweben der Gestirne gleichgeachtet, gleichgebildet, — der nehme das Buch von Friedrich Kurt Vennsdorf „Mombert, Geist und Welt“ (1932, Jek-Verlag, Dresden) zur Hand und er wird darin das erkenntnistheoretische, natur- und geistesgeschichtliche Rüstzeug eines Menschen, eines summierenden Menschen unserer Zeit gewahrt werden, der es eben nur als — Rüstzeug nutzt, nicht als Selbstzweck spezieller Geltung und Vollendung, die tragisch am Leben vorbei zielt. Eines, der, den Fluch der Unberührbarkeit durch Zeit auf sich nehmend, eben den Fluch der Zeit paralytisiert: dem rationalen Verstand die Seele zu opfern, durch Wissen unfruchtbar zu sein. Er vermochte und vermag, wie Emerson es von Goethe rühmt, bei aller hunderttägigen Welt- und Menschenkunde die Harfe mit der Kraft und Anmut eines Jünglings zu schlagen. Er hat eine papierne Raft der Menschheit in reinen, verjüngenden Gesang erlöst.

6.

Ist es wirklich der „innerste“ Trieb dieser Zeit, zu wissen und nicht mehr zu zeugen? Wird nicht überall heute das

„Ganze“ gesucht, dessen Teile wir lange unvermögend in Händen hielten? Ist nicht „Seele“ und „Leben“ statt „Materie“ und „Geist“ die Lösung und Forderung sogar einer neuen — Wissenschaft? Ahnt man nicht längst die ungeheure Ueberlegenheit Wissens bei einer nahenden Auseinandersetzung mit unserer Welt in seiner uralten kosmisch-seelischen Verbundenheit gegenüber unserem technisch-rationalen Europäertum? Ist man nicht auf einen Ausgleich bedacht, der wieder den hohen Schöpferzeiten der Gotik, des Griechentums nachstrebt? Schwebt nicht das Wort „Glaube“, „Einheit“, „Mythos“ auf den Lippen, — nicht der dumpf Beirrten, sondern der Selten, Wissenden? Ist die Stunde nicht da, wo unter dem Druck gewaltigen Weltgeschehens, in der Verzweiflungsnot europäischer Krisen das Wort des Sehers, des seelen-tundigen, sinn-deutenden Geistes wieder ersehnt wird? Ist der Morgen da, der Anbruch einer Welt, der beschieden ist, bewußt zu fassen, was sonst nur einer Nachwelt in harmonisierender Rückschau als Einheit erscheint: den Zusammenklang des Dichters und der Zeit?

Wer kann sich vermessen, hier zu wissen, auch nur zu ahnen? — Noch sehen wir den Dichter als Gegenwelt der Zeit. Wir grüßen die Fülle und Kraft des Dichters in dieser Zeit.

C. A. Voß / Die Gräfin Hochberg

Ehe und Mutterschaft (1787—1804).

IV.

Der Gräfin Hochberg tat Hilfe bitter not. Ihre Lage wurde immer schwieriger. Zweimal hatte sie in den letzten Jahren schon dem Markgrafen ihre Schulden beichten müssen, das eine Mal waren es 80 000 Gulden gewesen, das andere Mal 90 000. Und schon wuchsen sie von neuem an. Es hat etwas Rätselhaftes an sich mit diesen, bis in ihr Alter immer wiederkehrenden Schulden Luise-Karolines von solcher Höhe. Denn nirgends wird berichtet, daß sie etwa für ihr eigene Person besonders luxuriös und läppig gelebt hätte. In einem Briefe, den sie bald nach dieser Zeit in der Sache ihrer Verschuldung an Napoleon richten mußte, hat sie selbst eine Erklärung zu geben versucht. Sie findet sie zunächst darin, daß sie so jung geheiratet habe, in ihrer damaligen Unerfahrenheit und „in dem natürlichen Drange ihres Herzens, das mit jedem Unglücklichen fühlte“. — „Freigebigkeit, die keine Berechnung kannte“ — so schrieb sie — „war mein erster Fehler. Ich wußte nichts von dem Wert des Geldes und übertrieb die Wohlthaten, zu denen mein Herz mich drängte. Aber vor allem war es die schlecht angebrachte Sparsamkeit meines Gatten, die zur ersten Ursache der Unordnung wurde, in die ich geriet. Er gab mir während der ersten fünfzehn Jahre eine Rente von nicht mehr als zweitausend fünfshundert Gulden. Diese kleinliche Genauigkeit entsprach nicht meinem Range, zumal in einer Zeit wo infolge des täglich wachsenden Luxus immer neue Ansprüche kamen. So mußte ich zu Anleihen meine Zuflucht nehmen, die sich von Jahr zu Jahr im Verhältnis zu den neuen Bedürfnissen häuften.“ Selbstverständlich ist die Gräfin hier bemüht, eine für sich günstige Darstellung zu geben, aber in der Hauptsache ist es doch wohl die Wahrheit, vor allem, was sie über „die schlecht angebrachte Sparsamkeit ihres Gatten“ sagt. Denn es hieß von ihr die Quadratur des Kreises verlangen: einerseits die Gattin des Serenissimus zu sein und andererseits nur als eine einfache Gräfin Hochbera zu leben. Der Markgraf gab ihr tatsächlich zu wenig für ihre Stellung, und so ließ sie sich mit ihrem auf praktische Betätigung gerichteten unpraktischen Sinn in allerlei gewagte Industrieunternehmungen ein, wo auch der unvermeidliche „Goldmacher“ nicht fehlte. Ihr Leibarzt Schreidell glaubte die Kunst, Silber in Gold zu verwandeln, entdeckt zu haben, indem er Silber mit Vitriol der Sonne aussetzte. Er bewog die Gräfin, einen Vitriolofen auf ihrem Gute Rothenfels zu bauen, „der“ — schreibt Markgraf Wilhelm — „viel Geld kostete und kein Resultat lieferte, wie so vieles, was dort unternommen wurde. Der Stein der Weisen löste sich in Rauch auf und die von meinem Vater vorgeschaffenen 10 000 Gulden gingen durchs Kamin.“ — Das waren aber eigentlich alles nur Wirkungen, keine Ursachen: sie erklären nicht die unbegreifliche Höhe der Schulden Luise-Karolines, noch ihre hydragleiche Wiederholung trotz aller

„Sanierungen“. Der wahre psychologische Grund lag in ihrer Veranlagung: einer völligen Unfähigkeit zu planmäßigem, vorausschauendem, überlegtem Handeln. Luise-Karoline glaubte immer zu sparen und doch zerrann ihr das Geld unter den Händen. Diese Anlage aber war ein Stück der „Erbmasse“, die ihr und ihrem gleichfalls immer in Geldverlegenheiten stekenden Bruder von der Mutter überkommen war — und deshalb unheilbar.

In dieser Lage war es für Luise-Karoline ein großer Tag, als sich der Kurfürst, von Mainz zurückgekehrt, nun endlich — wenn auch nicht für sie, so doch für ihre Kinder — zu einem freigebigen Schritte größeren Stiles entschloß. Am 18. Oktober 1804 unterzeichnete er die Urkunde, in der er seinen Hochbergischen Söhnen einen umfangreichen Grundbesitz in der Pfalz schenkte. Gleichzeitig gab er — um auch nach der anderen Seite etwas zu tun — seine Zustimmung zu der von Amalie lebhaft betriebenen Verlobung des Kurprinzen mit der Prinzessin Auguste von Bayern, die der streng protestantische Fürst sich nur schwer abgerungen hatte, da die Prinzessin katholisch war.

Die aufregenden Auseinandersetzungen in der Familie, die diesen Entschlüssen vorangegangen waren, die Gemütsbewegungen und körperlichen Anstrengungen der Mainzer Reise, das war für den 76jährigen Herrn zu viel gewesen. Er erlitt noch im Oktober 1804 einen Schlaganfall mit Verzerrungen am Munde und Spracherschwerungen. Seine kräftige Natur erholte sich noch einmal schnell und der Anfall blieb zunächst ohne merkbare Folgen.

Von diesem Zeitpunkt ab kann man aber doch schon das Siechtum rechnen, das Karl Friedrich die letzten sieben Jahre seines Lebens hindurch langsam bergab geführt hat und das in einer tragischen Verquickung von seltener körperlicher Rüstigkeit mit stetig fortschreitender geistiger Abnahme bestand. Für Luise-Karoline begann damit eine neue und die bewegteste Zeit ihres Lebens: zu ihrer bisherigen Stellung als der erheiterten, Sorgen verschwendenden Gattin des greisen Fürsten kam nun noch die einer unentbehrlichen und treuen Pflegerin, und alle Zeitgenossen stimmten darin überein, daß sie gerade hier ihre schönsten und besten Eigenschaften entfaltet hat. Von selbst rückt sie damit auch zu immer größerer politischer Bedeutung empor, denn es war unvermeidlich, daß der Weg zu dem stets häufiger werdenden Monarchen häufig nur über die Gattin und Pflegerin gehen konnte. Aber je mehr der Einfluss der Gräfin wuchs, näherte sich auch der Augenblick, wo sie beim Tode ihres Mannes allen Einfluss verlieren würde, und so allch ihre Lage jetzt jener verzweifeltsten eines Wagenlenkers, der dem unentrinnbaren nahen Abgrund zujagt und in dieser kurzen Spanne Zeit noch die Kraft finden soll, durch einen kühnen Sprung sich selbst zu retten.

Auf der Höhe (1804—1811).

Die letzten sieben Jahre der Regierung Karl Friedrichs, die Luise-Karoline an der Seite des greisen Monarchen stand, brachen endgültig mit dem Zauber einer behaglichen Kleinstaatssidylle, der seine ersten vierzig Regierungsjahre umgeben hatte. Sie rissen seinen Staat mitten in den Strudel des großen Weltgeschehens hinein und wie jähe Blitze vom heiteren Himmel zuckten aus der Hand Napoleons die unvorhergesehenen Ereignisse auf den unglücklichen Fürsten und sein Land hernieder.

Als Prinz Ludwig Ende Dezember 1804 nach der Kaiserkrönung Napoleons (die Verhandlungen wegen der Sukzessionsfrage hatten mit der Ueberreichung einer Denkschrift geendet) schon im Begriffe war, Paris wieder zu verlassen, wurde er nochmals in die Tuilerien gerufen und hier eröffnete ihm der Kaiser nichts weniger als, kurz gesagt, das: er möge seinem Vater mit-

teilen, es sei ihm angenehm, wenn die Heirat des Kurprinzen mit der Prinzessin Auguste nicht statfände, seine Gründe könne freilich er zurzeit noch nicht sagen. Das geheim Gehaltene bestand in dem Plane Napoleons, die süddeutschen Höfe durch ein Netz von Heiraten mit Angehörigen seiner Familie an die französische Politik zu knüpfen. Als erster Schritt war die Verbindung seines Stiefsohnes Eugen Beauharnais mit der bayerischen Prinzessin Auguste vorgesehen. Die Botenschaft traf den alten Herrn auf das allerjüngste: in seiner Selbstständigkeit als Fürst und Chef seines Hauses, in seiner Ehre, durch die er sich mit seinem Worte gebunden fühlte, das er bereits dem Vater der Braut gegeben hatte, und nicht zuletzt in seinem Bedürfnis nach Ruhe und Familienfrieden. Denn die Forderung einer Lösung der Verlobung ihres Sohnes weckte natürlich sofort den heftigen

Widerstand der Markgräfin Amalie und einen noch leidenschaftlicheren, als nicht lange nachher auch ihr Sohn selbst in das Gespinnst napoleonischer Familienpolitik hineingezogen werden sollte; ihm war eine Nichte der Kaiserin Josephine, Stephanie de Beauharnais, zugebracht. Aber auch der Widerstand der Markgräfin brach vor der Macht und der gewandten Diplomatie Napoleons zusammen: am 14. Januar 1806 heiratete Eugen Beauharnais die Prinzessin Auguste, und am 6. April 1806 in Paris der Kurprinz Karl die von Napoleon adoptierte, zur kaiserlichen Prinzessin erhobene Stephanie Beauharnais. Die Verheiratung jedoch, eine Klausel wegen der Hochberg'schen Sukzession in den Ehevertrag aufzunehmen, scheitern. Der Kaiser hatte den Augenblick nicht für opportun, wie er glaube, mit Rücksicht auf die Markgräfin, — berichtet Reichenstein aus Paris. Tatsächlich aber war, wie sich bald zeigen sollte, der Grund ein anderer.

Die Gräfin Hochberg erlebte diese Ereignisse mit der ganzen inneren Anteilnahme einer früheren Hofdame. Am 1. Oktober 1806 durfte sie den Kaiser an der Seite des Kurfürsten in Ettingen begrüßen, noch im gleichen Jahre mit ihm die Kaiserin Josephine in Straßburg besuchen, und, wie dann das Kaiserpaar im Januar 1806 selbst nach Karlsruhe kam, da mußte sie zwar ihre Zimmer für den Oberstallmeister Caulaincourt hergeben, hatte dafür aber den Triumph, daß sie und ihre beiden ältesten Söhne auf Wunsch Napoleons, und trotz des Widerspruchs der Markgräfin, an der Familientafel sitzen durften.

Aber all diese großen Begebenheiten, von Trafalgar und Austerlitz bis zu jenem denkwürdigen Besuche Napoleons und Josephines in Karlsruhe, haben Luise-Karoline nicht so innerlich und persönlich berührt wie eine einzige Taifache ganz anderer Art. Die charaktervolle Haltung der Markgräfin hatte trotz ihrer Opposition auf Napoleon Eindruck gemacht; er hielt es deshalb für politisch klug, sich eine solche Frau, die zudem noch die Schwiegermutter des Zaren war, zu verpflichten, und verlangte von dem Kurfürsten, daß er ihr ein Wittum von 120 000 Gulden im Jahre gebe: wenn die Töchter der Markgräfin sie besuchten, müsse ihr Haus auf anständigem Fuße eingerichtet sein. Für den Kurfürsten, der ihr bisher nur 33 000 Gulden gegeben hatte, war diese Forderung sehr hart. Am härtesten aber traf es die Gräfin. Seit Jahren mühte sie sich vergeblich, die Gunst Napoleons für sich zu gewinnen — und nun fiel sie der Markgräfin, von der doch alle Welt wußte, wie sie ihn innerlich haßte, in den Schoß, ohne daß sie einen Finger rührte. Das war — so fand Luise-Karoline —, um rasend zu werden! Begreiflich darum, daß sie erneut einen Vorstoß bei dem Kurfürsten wagte, um sich wenigstens von ihren drückendsten Schulden zu befreien. Karl Friedrich überwies ihre Eingabe dem Finanzrat, an dessen Spitze Markgraf Ludwig stand, mit dem Auftrage, die Summe „ohne Aufsehen“ zu bezahlen. Der Betrag (angeblich 600 000 Gulden) war aber im Staatsjäckel nicht vorhanden, und so mußte zu außergewöhnlichen Maßnahmen, Verkürzungen von Staatsgütern, Abschließen von Wäldern usw. geschritten werden.

Da, während die Jungvermählten, Karl und Stephanie, noch in Paris weilten und man in Karlsruhe wußte, der Frühlingshimmel dieses Himmels sei für Baden auch ein wolkenloser politischer Himmel, brach aus ihm ein neues Gewitter verheerender Art über den 78jährigen Kurfürsten herein, das diesmal vor allem auch Luise-Karoline in seinen Wirbel riß. Am 25. April 1806 ließ Napoleon plötzlich seinen jungen Adoptivschwiegervater und den in Paris weilenden Minister von Reichenstein zu sich kommen, und nun ergoß sich eine wahre Sturzflut heftigster Vorwürfe wegen der schlechten Finanzwirtschaft des Markgrafen Ludwig und der Verschwendung der Gräfin Hochberg über die Beiden. Napoleon verlangte, daß Ludwig zur Rechtfertigung nach Paris komme und Reichenstein der Gräfin schreiben: wenn sie ihre Lebensführung nicht ändere, habe sie nichts mehr von seinem Wohlwollen für sich und ihre Kinder zu erwarten. Reichenstein entwarf den Brief und fügte ihm eine gedrängte Inhaltsangabe, „un précis“, bei, worin das enthaltene war, was der Kaiser wirklich gesagt hatte. Napoleon las beide Schreiben, billigte sie und meinte nur ironisch zu dem Begleitbrief: er sei der Brief eines Haffstranzens. Reichenstein suchte darin der Gräfin die bittere Pille dadurch zu verüßen, daß er das Verhalten des Kaisers als einen Ausdruck seines Interesses für die Regelung der Erbfolge ihrer Kinder hinstellte, ohne ihr im übrigen die harte Wahrheit zu verschweigen, daß ihre Schuldenwirtschaft der wahre Grund war, weshalb Napoleon die Aufnahme einer Klausel über die Hochberg'sche Sukzession in den Heiratsvertrag verweigert hatte. Am 4. Mai 1806 gingen die Briefe ab, am 12. Mai trafen sie in Karlsruhe ein. Sie hatten die Wirkung einer Katastrophe. Der Markgraf verließ mehrere Tage sein Zimmer nicht, die glücklicher veranlagte Madame sans-souci konnte wenigstens laut ihre Wut gegen „die Spione“ antobeln, „die ihren Mann umgaben und die das Brot nicht verdienen, das sie von ihm bekämen“. Und Ludwig verlor ganz den Kopf. Er mußte auf Befehl seines Vaters alsbald von der Leitung der Finanzverwaltung zurücktreten; die Gräfin aber schrieb am 27. Mai 1806 unmittelbar einen schon erwähnten Brief an den Kaiser, worin sie ihre Schulden zu erklären und zu rechtfertigen suchte. Sie beginnt darin mit einem offenen pater peccavi („Wo ist der Sterbliche, dessen Jugend ganz frei von Tadel wäre?“) fügt sie aber

gleich hinzu, gibt dann eine kurze „historische Skizze“ ihres Lebenslaufes, sucht dabei, wie wir sahen, hinsichtlich ihrer finanziellen „Unordnung“ alles auf ihre mangelnde Kenntnis der Welt und ihr gutes Herz abzuschieben und schenkt auch nicht davor zurück, die schlecht angebrachte Sparjamkeit des Fürsten, ihres Gatten“, der Mitschuld zu zeihen, — — — um schließlich mit einer sehr weiblichen Bosheit zu enden: „Vielleicht“, so schreibt sie, „ist es nicht unangebracht, hier das Verhältnis zu erwähnen, in dem das durch die Gnade Eurer Majestät der Frau Markgräfin gewährte Wittum von 120 000 Gulden zu der Summe steht, die mir bis jetzt in Höhe von 14 999 Gulden ausgezahlt ist.“ Luise-Karoline hat sich in dem Briefe als den Sproß einer Familie bezeichnet, „die immer mehr durch ihren Adel als durch ihre Glücksgüter berühmt war“, aber es ist nicht anzunehmen, daß Napoleon durch das, was und wie sie ihm schrieb, den Eindruck einer sehr vornehmen und adeligen Gesinnung gewonnen hat.

Den Kurfürsten warfen diese Aufregungen im Juni 1806 erneut auf ein schweres Krankenlager. Man rechnete mit seinem Tode und Gerüchte seiner Abdankung tauchten auf. Aber als Karl und Stephanie am 6. Juli 1806 ihren Einzug in Karlsruhe hielten, hatte er sich doch so weit erholt, daß er die neue Enkeltochter mit ritterlicher Güte und Herzlichkeit empfangen konnte. Auch aus Paris kamen bessere Nachrichten. Napoleon, der ja nie kleinlich war, sah durch das Verhalten des Kurfürsten und seine Maßnahmen befriedigt. Als Reichenstein in einer Abschiedsaudienz die Frage der Hochberg'schen Sukzession nochmals zur Sprache bringt, erklärt Napoleon: Sein Herr sei jetzt durch den Rheinbundvertrag souveräner Großherzog geworden und habe deshalb das Recht, die Angelegenheit aus eigener Machtvollkommenheit zu ordnen. Und so erließ denn der neue Großherzog Karl Friedrich mit Zustimmung seiner Apaten unter dem 10. Sept. 1806 eine „Sukzessionsakte“, durch die seine Söhne zweiter Ehe beim Aussterben der älteren Linie zur Erbfolge berufen wurden. Aber auch diese Akte, trotzdem sie von einem „Souverän“ erlassen waren, hatten realpolitisch Bedeutung nur dann, wenn sie als Teil eines internationalen Vertrages die Garantie einer Großmacht erhielten. Das zu erreichen, blieb deshalb nach wie vor ein Hauptziel aller Karl Friedrich'schen Politik. Auch für Luise-Karoline hatte sich nichts Wesentliches verändert: was ihr das Wichtigste gewesen wäre, die Ebenbürtigkeitserklärung fehlte auch in der Sukzessionsakte.

Optimistisch, wie sie allezeit war, setzte sie nun ihre ganze Hoffnung auf die neue Erbgroßherzogin und ihren Einfluß bei Napoleon. Stephanie war von ihrer Schwiegermutter denkbar kühl empfangen worden, je herzlicher sie ihrerseits entgegenkam, desto mehr mußte das Napoleon gefallen. Sie begleitete daher Stephanie nach Mannheim, als sie dort ihren Wohnsitz nahm, brachte ihre gut tanzenden und gut aussehenden zwei ältesten Söhne in die Umgebung der unterhaltungslustigen, erst 16jährigen Frau — aber allzu viel werden sich die aus der großen Pariser Welt kommende Französin und die kleinbürgerlich wirkende, derbe und forpulent werdende Deutsche, deren starke Züge allmählich einen fast männlichen Ausdruck bekamen, nicht zu sagen gehabt haben: Hochberg'sche Sukzession und Ebenbürtigkeitserklärung sind für Stephanie damals noch „querelles allemandes“ gewesen, für die sie nicht übermäßig viel Interesse hatte.

Um so mehr aber mußte die Gräfin von jetzt ab mit der Person des nunmehr verheirateten, 20jährigen Erbgroßherzogs rechnen. Karl war vielleicht die interessanteste Gestalt an dem karlsruher Hofe. Freilich in dem Sinne, daß es nicht die schlechtesten Früchte sind, an denen die Wespen nagen. Denn er war zweifellos ein pathologischer Charakter, für dessen Verständnis erst eigentlich die Entdeckungen Freud's den Schlüssel gegeben haben. Seinerzeit war er schlechthin ein Rätsel. Man suchte die unbegreiflichen Gegensätze seines Wesens mit mangelhafter Erziehung, verderblichen Einflüssen, ausschweifendem Lebenswandel usw. zu erklären. Er war aber ganz einfach ein „Mensch der Hemmungen“. Es lag in einer Schwäche seiner Nerven begründet, daß er die Kraft nicht aufbringen konnte, von der Erkenntnis der Notwendigkeit einer Handlung zu ihrer Ausführung zu schreiten. Er ließ alles liegen. Bei seinem Tode, so erzählt Markgraf Wilhelm, wurden in drei Zimmern gegen 80 000 Gulden in Geld und 30 000 unerbrochene Briefe gefunden. Karl aber war von Hause begabt und klug. Nur blieb alles bei ihm latent und auch seine Energie war gleichsam eine negative Energie, die nur dann positiv wurde, wenn er durch einen Anstoß von außen her, durch einen Widerstand oder Widerspruch gereizt, Kraft genug fand, die in ihm liegenden Hemmungen zu überwinden. Sobald das aber geschah, überraschte er die Welt immer wieder durch Handlungen, die gerade das vollkommene Gegenteil von dem waren, was man sonst an ihm kannte. So kam es, daß sein Bild wie kein anderes im Urteil seiner Zeitgenossen schwankte. Die Herzogin von Abrantes nennt den jungen Bräutigam in ihren Memoiren „einen Kopfhänger mit der Miene eines abgestraften Bubens“, aber gerade damals schenkte Napoleon diesem schüchternen Jüngling eine Vorliebe, die er ihm auch später, ungeachtet der Enttäuschungen, die er an ihm erlebte, immer bewahrt hat. Karl galt als ein schlechter Ehemann, aber seine Gattin ist trotzdem immer wieder zu ihm zurückgekehrt und, als nach dem Sturze Napoleons alle Welt von ihm erwartete, daß er sich nun ihr

schieden ließe, da lebte er allen Einwirkungen seiner Standesgenossen und seiner Familie eine seltene Charakterfestigkeit entgegen und faßte gerade damals erst eine wahre und tiefe Meinung zu ihr — und schließlich, vor seinem Ende, als der Tod schon über ihm schwebte, da sollte gerade er, der ewig Tatenscheue, sein Dasein mit einer „Tat“ krönen, vor der fast das ganze fleißige Lebenswerk seines Großvaters Karl Friedrich verblaßte: er gab seinem Volke eine Verfassung!

Im gewöhnlichen Laufe der Dinge aber ließ Karl sie gehen, wie sie wollten, und so rechnete niemand mit einem energischen Widerstande von seiner Seite gegen den wachsenden Einfluß der Gräfin. Es war daher kein Wunder, daß die wildesten Gerüchte aufstauten: man wolle das Land in zwei Hälften teilen, die eine sollten die Grafen Hochberg, die andere der Erbgroßherzog erhalten, der Großherzog werde abdanken und anderes mehr. Gerüchte, die sich sogar bis zu Berichten des französischen Gesandten nach Paris verdichteten. Was aber die Gräfin in jener Zeit tatsächlich erreichte, war nur: für sich die Errichtung eines Wittumspalais (das heutige markgräfliche Palais), und für ihre Kinder den Vortritt vor den fremden Gesandten. (Der letztere Erfolg sollte aber schon bald infolge des Einspruches des neuen französischen Gesandten Vignon wieder hinfällig werden.) In einem Glückwunschschreiben an Napoleon nach der Schlacht von Jena brachte Karl Friedrich die Aufnahme einer Bestimmung über die Hochbergische Erbfolge in einen der zu erwartenden Friedensverträge erneut zur Sprache, diesen Wunsch, für den er aus Liebe zu seinen Unterthanen und seinen Kindern das väterlichste Interesse hegte. Doch jetzt, wie bisher und später, blieb die Lage immer die gleiche: Napoleon schien der Sache an sich nicht abgeneigt, aber sie war ihm nicht wichtig genug, um sich deshalb bei dem Zaren Schwierigkeiten zu bereiten, der durch die Markgräfin dauernd gegen den Plan beeinflusst wurde.

Da brach Ende 1807 eine neue Familienkatastrophe über den alten Großherzog herein. Stephanie war in Mannheim ernstlich erkrankt. Karl kümmerte sich fast nicht um sie und blieb in Karls-

ruhe in seiner gewohnten Gesellschaft, zu der vor allem sein Onkel Ludwig gehörte. Berichte des französischen Gesandten Massias gingen nach Paris über die schlechte Behandlung Stephanies durch ihre badische Umgebung in Mannheim und den verderblichen Einfluß des Markgrafen Ludwig auf Karl und seine Ehe. Am 15. Januar 1808 erschien ganz plötzlich der Baron August von Talleyrand, Kammerherr des Kaisers und Vetter des berühmten Talleyrand, in Karlsruhe mit einem Briefe Napoleons an Karl Friedrich. Das Schreiben begann gleich mit dem unbarmherzigen Satze: „Mein Bruder! — Euerer Hoheit kennen die schlechte Behandlung nicht, die man meiner Tochter widerfahren läßt. Ihr gutes Herz und Ihre Freundschaft für mich hätten Sie sonst schon längst dahin geführt, Ordnung zu schaffen.“ In diesem Tone ging der Brief weiter und gipfelte schließlich in der Forderung: „Wenn Euerer Hoheit es nicht fertig bringen, den schlechten Machenschaften des Markgrafen Ludwig ein Ende zu setzen und Ihren Onkel zu den Gefühlen der Ehre und des Anstandes zurückzuführen, so fordere ich meine Tochter zurück.“ — Aber Napoleon war nicht nur mit Karl und seiner Ehesführung, sondern auch mit der ganzen badischen Staatsleitung unzufrieden. „Ihr bildet noch kein Land“, hatte er vor kurzem zu dem badischen Gesandten in Paris, dem Freiherrn von Dalberg, gesagt, „habt noch keine Zusammengehörigkeit und keine Männer an der Spitze der Geschäfte. Es herrscht Unordnung und man kann keinen Nutzen von Euch ziehen. Euer Kontingent ist nicht vollzählig. Alles fehlt, die Truppen sind nicht schlagfertig.“ Talleyrand überbrachte deshalb noch mündlich das Verlangen Napoleons auf Entfernung des Markgrafen Ludwig von den Geschäften, seine Verbannung nach Salem und schleunige Maßnahmen zu einer Neuordnung der Verwaltung, besonders der Finanzen. Weinend war Karl Friedrich nach der Lektüre dieses Briefes zusammengebrochen; die Gräfin aber, aufatmend, daß der Blitzstrahl diesmal an ihr vorübergegangen war, stellte sich alsbald ohne jedes Gefühl für die ihrem Manne angetane Kränkung und ihre persönliche Würde dem Abgesandten Napoleons mit ihrem ganzen Einfluß zur Verfügung.

Klara Bahrenburg / Rebekka im Moor

Sie hatte so lange gerufen bis ihre Stimme tot war. Ihr Hals brannte und kratzte. Nun schwieg Rebekka und rührte sich nicht mehr. Sie wußte, dies allein war eine Hoffnung auf Rettung. Noch waren die Arme frei. Der eiskalte Moorschlamm ging ihr bis zur Brust.

Und nun — da sie nicht mehr rufen konnte, begann sie zu denken, zu denken. Also so war es, wenn man den Tod vor Augen hatte. Sie dachte an ihre Mutter. Diese, ja, diese lebte nun schon ein Jahr so, immer bereit, zu sterben.

Oft hatte sie in diesem Jahr die Geduld verloren, sie, die junge, gesunde Tochter. Die leisen Klagen und das Abschiednehmen von der Welt hatte sie nicht begreifen wollen. Oft war sie hart geworden, eigenständig und ungeduldig gegen die wunderliche alte Frau. Sie ahnte nun hier, den gewissen Tod vor Augen, wie es wohl sein würde, wenn man ihr jetzt hart und ungeduldig begegnet würde. Sie mußte sich vorstellen, daß alle die vorbei kämen, denen sie einmal Unrecht getan hatte. Namen sie nicht aus den Höhren am Rande des Moors und hinter den Wachangelstauden hervor? Und sieh, es waren alle die, die sie am meisten geliebt hatte. Die kalten, eisigen Schauer flogen ihr immer über den Leib. Sie hatte ein Gefühl, als ob der Wahnsinn aus dem Wasser stiege, neben ihr stünde und ihr das Herz zusammenpreßte. Es war nicht nur die Furcht des zur Hinrichtung Verurteilten; denn eine leise Hoffnung lebte noch, daß sie so lang auszubalancieren vermöchte, bis jemand vorbei käme. Nein, es war die Wucht des Erkennens der Wahrheit über sich selbst . . .

Der Mond stand am Himmel, nur wenig höher, als sie — zerfallen mit sich und der Welt — daheim fortgegangen war. Nein, mehr zerfallen mit der Welt als mit sich. Eine böse Lust hatte sie an diesem Märznachmittag gehabt, alle zu quälen, die sie bei sich hatte. Die Mutter, den Mann und das Kind. Als sie an das Kind dachte, befiel sie eine wilde Angst. Und sie schrie, schrie, heiser wie ein wildes Tier. Aber das Moor schwieg. Der Nebel zog in sanften Schwaden über sie hin, durch sie hindurch, so, als ob sie selbst schon aufgelöst sei.

Warum nur hatte sie noch die kleine Ette geschlagen? Ihre wirren Gedanken gingen zu den vergangenen Stunden zurück. Es war alles so fern, so unwirklich. Ette hatte ein Glas zer schlagen. Oft hatte sie es ihr ruhig verboten, mit dem Glas zu spielen. Wie kalt das Moor war. Rebekka dachte, daß sie nun wohl doch sterben müßte, selbst, wenn sie gerettet würde. Der Schlamm saß nun beinahe an den Achselhöhlen.

Was war nur mit Ette und dem Glas? Hatte nicht Hinrich eben gesagt: „Fahr doch das Kind nicht immer so an!“ Ritr, lag das Glas in Scherben. Erbittert und gereizt hatte sie das Kind geschlagen. Mehr als das zerbrochene Glas wert war. Sie wollte ihren Mann damit kränken. Und als er ihr wehrte, hatten böse und giftige Worte geklungen, hart, ungeduldig und eigen-

sinnig. Die Mutter in der Buße hatte das weinende Kind zu sich genommen. Auch darüber war sie erboßt gewesen. Ja, sie wollte grausam und ungerecht sein an diesem Märztag. Tragendeine häßliche Lust trieb sie.

Vater unser, der du bist im Himmel und auf Erden.

Bist du auch im Moor?

Gewiß, auch im Moor — die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Sie wagte nicht, sie abzuwischen. Jede Bewegung zog sie nieder. Eine Strähne Haar hing ihr in der Stirn. Sie getraute sich nicht, den Kopf zu schütteln. Sie wußte, daß ihr Ende unerbittlich heranschlich, und dennoch tat sie alles, um es hinaus zu zögern.

Hätte sie nicht bei der kranken Mutter manches tun können, um ihre Leiden zu erleichtern? War nicht jeder unnütze Widerstand, jedes heftige Wort, jeder Eigensinn ein Fädchen, das das kranke Herz dem Ende zutrieb? — Ihr eigenes Herz schlug in dumpfen mühsamen Schlägen. Wie hatte sie gewußt, daß sie ein Herz besaß, so selbstverständlich schlug es in ihrem gesunden Körper. Zum erstenmal spürte sie Schmerzhaft die Schläge. Ja, gewiß gegen ihre Mutter hatte sie wohl am meisten gesündigt; denn Rebekka wußte wohl, daß die Mutter schon als junge Frau am Herzen litt. O Mutter, Mutter, in dieser Stunde leide ich durch dich hindurch.

Einmal hörte sie in weiter Ferne einen Hund bellen. Ob man sie suchte? Ach, Hinrich, ihren Mann, den hatte sie ja aus dem Haus vertrieben. Sie sah es selbst ein, sie hätte es verdient, wenn ihr Mann ein Wirtschaftsläufer geworden wäre. Er war es nicht. Aber an ihr lag das gewiß nicht. Aber er war wohl irgendwo in der Heide und grämte sich. Er wußte ja nicht, daß sie aus dem Haus gelaufen war, um ihn zu suchen. Das war dann schnell gegangen, in Gedanken streitend und noch böse, der Nebel, der schmale Weg durchs Moor. Erst als sie nasse Füße spürte, wachte sie auf. Schon war's zu spät.

Rebekka schrie — immer wieder.

Und lautete.

Ein Vogel strich ab — sie zuckte zusammen.

Nun konnte sie schon die Arme nicht mehr halten.

Sie hatte Angst. Alle Bäume, Büsche, Gräser kamen auf sie zu — hatten Gesichter. Hinrich! Hinrich! Ette! Mutter! Alle Namen schrie sie um Hilfe an. Alles wogte und tanzte vor ihren Augen.

Vater unser — Vater unser —

Alles war jetzt still — nur der Mond stand am Himmel und die Nebel zogen sanft durch sie hindurch.

Da hob sich von der Seite eine Stange vor ihre Augen. Sie ergriff sie mit beiden Händen klammernd und fühlte erlösend, wie eine andere Macht als das Moor an ihr zog und zerrte.